Es war ein sehr feines Hotel, vor welchem die Droschke hielt, und der Portier, der den Schlag meines Wagens öffnete, imponirte mir jedenfalls mehr als ich ihm. Doch schließlich gelangte ich nach manchen verwunderten Blicken, die ich eingeerntet hatte, in das mir zugewiesene Zimmer.

Mir gefiel es ausnehmend darin; nur hatte ich zum ersten Male das dringende Verlangen, mich über alles Neue auszusprechen, was mich umgab. Indem ich mir dessen bewußt war, kam der Kellner, mich zu fragen, ob ich auf meinem Zimmer oder table d'hôte zu speisen wünschte.

Ich überlegte. Konnte das nicht vielleicht eine gute Gelegenheit sein, Unterhaltung zu finden! Ich hatte in einigen Büchern gelesen, daß sich die Gäste des Hotels gleich einer Familie zu den Mahlzeiten versammelten, also warum sollte ich nicht daran theilnehmen? Ich hatte noch eine halbe Stunde Zeit und diese benutzte ich, um vor dem Spiegel mein Aeußeres zu prüfen. Leider kam ich mir in meiner Frisur etwas altmodisch vor, und die dunkle Kleidung ließ mich älter erscheinen, als ich war. Plötzlich kam mir der Gedanke: Bin ich denn wirklich schon eine alte Jungfer mit meinen fünfundzwanzig Jahren und sechs Monaten? —

Ich kramte in meinem Koffer. Ich wollte gern mein Aeußeres etwas freundlicher gestalten, aber o weh, nicht ein helles Bändchen war zu finden. Eitelkeit war es nicht, warum es mir leid war, mich gar nicht ein wenig schmücken zu können, sondern es war der ganz naive Wunsch, einen guten Eindruck zu machen. Endlich war ich zur Tafel gerüstet. — Das Souper werde ich in meinem Leben nicht vergessen! Außer mir nahmen nur noch zwei Damen Theil daran und und diese saßen mit ihren Angehörigen weit entfernt von mir. Um mich saßen nur Herren.

Ein Platz neben mir war noch leer, weil man, wie ich später bemerkte, geglaubt hatte, ich sei verheirathet und mein Gemahl würde diesen Platz einnehmen. — Wie eine Errettung erschien es mir, als zuletzt noch derselbe Herr, der mich am Bahnhof in das Hotel gewiesen hatte, erschien und sehr erfreut den Platz an meiner Seite einnahm. Ich begriff sehr bald, daß mich dieser Herr nach meinen Verhältnissen auszufragen strebte, aber nicht umsonst hatte ich Schweigen gelernt. In diesem Falle brachte mir meine Erziehung Nutzen, denn stets hatte mir meine Großtante eingeprägt, daß es klug sei, niemals fremden Leuten Näheres über sich und seine Verhältnisse anzuvertrauen.

Seine Fragen wurden immer zudringlicher und ich war wie erlöst, als ich meinen Platz neben ihm wieder verlassen konnte. Zu meiner großen Betrübniß mußte ich bemerken, daß ich den mir näher sitzenden Herren als eine Dame erschienen war, über die man sich lustig machen durfte.

Das waren nun freilich trübselige Erfahrungen, und ich saß in meiner eleganten Stube traurig in meiner Sophaecke. Sollte ich mich entmuthigen lassen, und mich auch so verbittert von den Menschen zurückziehen, wie die Großtante, ein langes — langes Leben lang.

Nein, tausendmal nein, ich wollte lernen, mich in das Leben findend, ich wollte versuchen, meine Mitmenschen von einer besseren Seite kennen zu lernen.

Es währte nicht lange, da kam der Zimmerkellner und überreichte mir das Fremdenbuch, in welches ich meinen Namen schreiben sollte.

„Otilie Brückner" schrieb ich mit fester Hand. Zugleich frug ich aber den Kellner, ob sich nicht das Stubenmädchen noch um mich bekümmern könne.

Das Verlangen schien den Kellner zu imponiren, und er versprach, mir das Mädchen zu schicken.

Ich hatte gehofft, das Mädchen nach mancherlei Dingen fragen zu können, um besser Bescheid zu wissen. Sie war mir aber so unsympathisch, daß ich nur das Nothwendigste mit ihr sprach. — So legte ich mich endlich zur Ruhe, mit dem festen Vorsatze mir morgen eine angenehmere Unterkunft zu suchen.

Am andern Morgen erwachte ich zeitig durch die Unruhe auf der Straße. Solches Wagengerassel hatte ich noch nie vernommen. Leider mußte ich lange auf mein Frühstück warten, denn so sehr auch bis tief in die Nacht Klingeln und Thürenschlagen vernehmbar gewesen war, früh schien man nach meiner Ansicht viel zu lange der Ruhe zu pflegen.

Zur großen Verwunderung des Stubenmädchens verlangte ich nach einer Friseuse. Etwas malitiös lächelnd entgegnete das Mädchen:

„Werde es besorgen, gnädiges Fräulein."

Fast bis um elf Uhr mußte ich mich gedulden, und zu meinem großen Schrecken erschien keine Friseuse, sondern ein nach meinen Begriffen feiner Herr.

Es war unzweifelhaft, daß meine unbeholfene Erklärung die Heiterkeit dieses jungen Mannes herausforderte. Doch zu seiner Ehre sei es gesagt, er bekämpfte männlich seine Lachanfälle, und wußte mein Vertrauen zu gewinnen. Ich gestand ihm nun, daß ich gern eine andere Frisur tragen möchte, einfach, aber doch modern.

So entschloß ich mich denn, mich seinen Händen überlassend, zu der Prozedur.

Nur einen Gedanken hatte ich während dieser Stunde, einmal und nicht wieder.

Nachdem er nämlich erst alle möglichen Moden an mir versucht, glaubte er endlich die für mich kleidsamste herausgefunden zu haben. Aber vorher erlebte ich noch etwas, was mich vor lauter Staunen und Schreck nicht einmal zur Empörung kommen ließ. Unter vielen Complimenten versicherte mich der Friseur, er müßte auch meinem Teint einigermaßen nachhelfen, und ehe ich mir's versah, hielt er das Haar auf der Stirn zurück und stiebte mir mit einer Pudelquaste, deren Anwendung mir noch ganz unbekannt war, Puder ins Gesicht, daß mir bald der Athem ausging und ich fürchterlich husten mußte.

„Bedauere sehr," sagte der Unmensch, „aber gnäd'ges Fräulein beliebten den Mund aufzumachen, das dürfen Sie nicht thun."

Im übrigen ließ er sich von meiner Entrüstung gar nicht anfechten, sondern gab sich Mühe, mich in die Toilettenkünste einzuführen. Als er sein Werk an mir vollendet hatte, hielt er mir den Spiegel vor und versicherte mir, daß ich mich um zehn Jahre verjüngt habe. Ich hatte nun das Vergnügen, drei Mark zu bezahlen.

Nachdem der Haarkünstler mich verlassen, rüstete ich mich zum Ausgehen, aber erschrecken wich ich zurück, als mich in der Hausflur mein Tischnachbar von gestern Abend begrüßte und sogar die Vertraulichkeit beging, mich mit meinem Familiennamen anzureden. Scheinbar zufällig trat auch der Hotelbesitzer an mich heran und fragte mich, ob ich mir nun die Stadt ansehen wolle.

Ich war sehr empört, denn ich hatte wohl bemerkt, mit welcher Zurückhaltung er den anderen Gästen begegnete. Warum benahm er sich dreist gegen mich? — Ich antwortete ein kurzes „Ja" und wandte mich zur Hausthür, sah aber noch wie die beiden Herren einen verständnißvollen Blick austauschten.

Als wenn es sich von selbst verstände, schritt mein Verfolger neben mir her. Endlich, als ich gar keine Notiz von ihm nahm, sprach er zu mir:

„Sie erlauben doch, daß ich Sie begleite, denn es ist für eine völlig Fremde nicht rathsam, so allein herum zu streifen."

Jetzt brach mein Zorn durch, ich antwortete: „Ich brauche keine Bevormundung, und ich muß Sie dringend bitten, mich meine Wege allein gehen zu lassen."

„Dann werden Sie wahrscheinlich sehr trübe Erfahrungen machen," entgegnete er, „denn welchen Urtheilen sich eine Dame aussetzt, die unter einer Anzahl Herren allein table d'hôte weilt, scheinen Sie nicht zu wissen."

O, das wußte ich nun wohl, aber ich hielt es unter meiner Würde, mich gegen diesen stockfremden Menschen zu vertheidigen und ihm zu erklären, wie ahnungslos ich unter diese Herren gerathen war.

Ich sagte kein Wort, machte ihm eine Abschiedsverbeugung und schritt in das großartige Confectionsgeschäft, bei welchem wir zufällig angelangt waren. Da ich sofort den Wunsch aussprach, ein fertiges Costüm zu kaufen, wurde ich einer Dame übergeben, die mich eine Treppe hoch in entlegenere Räume führte. —

Ich sank auf einen Stuhl und schützte große Ermüdung vor, aber in Wahrheit hatte das unangenehme Erlebniß mich so erschreckt, daß ich's in allen Gliedern fühlte.

Während der Anproben, die eine geraume Zeit in Anspruch nahmen, erholte ich mich, und hoffte zugleich, daß meinem Begleiter das Warten vergehen würde. An dem Costüm mußte eine kleine Aenderung vorgenommen werden, die ich gleich abzuwarten beschloß.

Als ich endlich unten an der Kasse zahlte, trat der Besitzer des Geschäfts zu mir und sprach die üblichen verbindlichen Worte, da bemerkte ich zu meinem Entsetzen, daß mein zudringlicher Begleiter noch vor dem Geschäft auf und ab promenirte.

Da kam mir ein rettender Gedanke, ich bat den Geschäftsinhaber, ob ich nicht ein paar Worte ungestört mit ihm sprechen könnte.

Der Herr blickte mich zwar mit erstaunten Augen an, führte mich aber in sein Privatcontor.

Ich erzählte ihm mit wenig Worten, wie ich durch meine Unerfahrenheit in so große Verlegenheit gerathen sei und frug, ob ihm vielleicht eine Pension bekannt sei, wo eine anständige Dame Anschluß an die Familie finden könne.

„Mit dem größten Vergnügen!" entgegnete der Kaufherr und schrieb mir eine Adresse auf; er ließ mir auch eine Droschke holen, und ich fuhr, meinen lästigen Begleiter, der immer noch in Sicht war, keines Blickes würdigend, davon. — —

Die Frau Docterin, zu der ich gewiesen war, machte mir den Eindruck einer sehr liebenswürdigen Dame, während mir ihre zwei Töchter etwas geziert vorkamen.

Ich schloß mit ihnen vorläufig eine Pension auf vier Wochen ab und genoß die Wohlthat, gleich an diesem Nachmittag einziehen zu können.

Beruhigt fuhr ich in mein Hotel zurück, ließ mir mein Mittagsmahl auf die Stube kommen, und bat um meine Rechnung.

Zu meinem großen Erstaunen kam der Wirth selbst und frug mich, ob es denn wirklich mein Ernst sei, sein Hotel so schnell zu verlassen.

„Ich verstehe nicht," rief ich aus, „wie Sie eine solche Frage an mich thun können, Sie sind es doch wohl gewöhnt, daß man nach Belieben kommt und geht."

„Nun," sagte der Wirth in gutmüthigem Tone, „es thut mir ja nur um Ihren Bräutigam leid, so versöhnen Sie sich doch mit ihm.

Ich mußte lange reden, ehe ich den Wirth überzeugen konnte, daß kein Wort von dem wahr sei, was ihm der Fremde erzählt hatte. Er ging und rieth mir meine Thür zu verriegeln, und außer ihm Niemandem zu öffnen, er wolle dem Herrn auf den Zahn fühlen.

Mir wurde ganz bange, ich verriegelte die Thür nur zu gern.

Nach einer halben Stunde kam der Wirth zurück und sagte mir, daß er endlich dem Herrn mit der Polizei gedroht habe, falls er die Dame nicht in Ruhe lasse.

Das eilige Verschwinden des Herrn hatte den Wirth überzeugt, daß das Recht auf meiner Seite war.

Ich sprach nun ganz offen mit dem Wirthe, und er fand es selbstverständlich, daß ich mich in den Schutz einer Familie begab. — Uebrigens war ich der Ueberzeugung, daß ich einem Hochstapler in den Weg gelaufen war.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

* (Schwere Arbeit.) A (abgehetzt und schweißtriefend in's Wirthshaus zurückkehrend): „So — jetzt hab' ich meinen Hausschlüssel geholt!" — B: „Aber Sie wohnen doch gleich um die Ecke — wie konnten Sie da so lange dazu gebrauchen und sich dabei so erhitzen?" — A: „Ja . . . holen Sie einmal bei meiner Frau den Hausschlüssel!"

* * *

(Immer Geschäftsfrau.) Eine Wittwe hatte drei Töchter, wovon die zwei jüngeren Schwestern Zwillinge sind. Eines Tages hält ein Herr um die Hand der älteren des Zwillingspaares an, worauf die Mutter folgenden Bescheid gibt: „Thut mir leid! Bevor ich die Aelteste nicht verheirathet hab', reiß' ich die Zwillinge nicht an!"

* * *

* (Kühne Diagnose.) A: „Sie, Herr Apotheker, ich möcht' gern eine Medicin. Ich hab' etwas im Magen, das bald hoch steigt, dann wieder zurück geht, wieder hoch kommt, und so immer fort!" Apotheker (nach einigem Ueberlegen): „Jessas, Sie werden doch nicht am End' einen Fahrstuhl verschluckt haben!"

* * *

* (Eine Maurerrechnung.)

2 Eimer Kalk,
1 „ davon verbraucht,
1 „ wieder mitgenommen, macht

zusammen 4 Eimer Kalk.

* * *

** (Bei der Einquartirung.) Dame des Hauses (bei Tisch): „. . Da Sie so überraschend gekommen sind, Herr Lieutenant, müssen Sie schon mit dem Einfachen, was wir Ihnen vorsetzen, vorlieb nehmen! — Lieutenant: „Ohne Sorge, gnädige Frau! Sie wollen bedenken, daß „Achtung vor dem Vorgesetzten" die erste Soldatentugend ist!"

* * *

** (Druckfehlerteufel.) Während der Toilette empfing sie den Brief. Kaum hatte sie ihn gelesen, so färbte sie ihre Wange mit einem glühenden Roth.

Nr. 39. Sonntag, 27. September 1891. 8. Jahrgang.

Sonntagsfreude.

Unterhaltungsblatt für das christliche Volk.

Verantwortlicher Redacteur: J. B. M. Weber in Bochum. Druck und Verlag der Actiengesellschaft Märkische Vereinsbuchdruckerei in Bochum.

Zur Ausstellung des hl. Rockes in Trier.

I.

Pontius Pilatus, römischer Landpfleger in Jerusalem, und Herodes, König von Galiläa, waren seit langer Zeit erbitterte Feinde. Diese Feindschaft führte einmal sogar zu einem großen Blutbade, indem Pilatus zahlreiche Anhänger des Herodes bei einer Feier in Jerusalem niedermetzeln ließ. Da geschah es nun, daß Jesus dem römischen Landpfleger zur Verurtheilung überliefert wurde. Pilatus erkannte die Unschuld Jesu und hatte keine Lust, ihn zum Tode zu verurtheilen; er wagte aber auch nicht, ihn freizusprechen, aus Furcht, die Gunst der Juden zu verlieren. Sobald er nun vernahm, daß Jesus zumeist in Galiläa thätig gewesen sei und deshalb auch Galiläer genannt würde, sandte er ihn zu Herodes, welcher sich gerade in Jerusalem aufhielt, damit dieser Gericht über den Herrn abhalte. Herodes freute sich zuerst, Jesum, von welchem er so Vieles gehört hatte, zu sehen. Da der Herr ihm aber auf seine neugierigen Fragen nicht antwortete, ihm zu Gefallen auch keine Wunder wirken wollte, wurde er zornig und ließ ihn verspotten; verurtheilen mochte er den Unschuldigen aber auch nicht, und so sandte er ihn denn zu Pilatus zurück. Bemerkenswerth sind nun die Worte, welche der Evangelist Lucas dieser Erzählung beifügt: „Herodes und Pilatus wurden Freunde an diesem Tage, denn vorher waren sie Feinde".

Das hier Gesagte hat sich seit jener Zeit oft wiederholt. Jesus lebt auf Erden fort in seiner Kirche; Pilatus und Herodes leben fort in den Feinden der Kirche. Unter sich sind die letzteren in zahllosen Dingen und aus vielen Gründen entzweit. Welche Unterschiede bestehen nicht zwischen Judenthum, Heidenthum, Muhamedanismus, russischer Orthodoxie und Protestantismus! Wie groß sind nicht die Gegensätze in den mehr als hundertfachen Sekten des Protestantismus! Welch' klaffender Riß zeigt sich nicht zwischen freimaurerischen Capitalisten und dem socialdemokratischen Arbeiter! Sobald es aber gegen die katholische Kirche geht, dann sind sie einig, dann werden sie Freunde.

Man braucht nicht in der Vergangenheit zu forschen, um dies zu beweisen. Die Gegenwart bietet Anhaltspunkte genug. Ich will nur einen herausgreifen, welcher augenscheinlich die Gemüther in Aufregung erhält, nämlich die Ausstellung des hl. Rockes in Trier. Die Ausstellung des hl. Rockes in Trier ist eine rein katholische Angelegenheit und geht eigentlich die Juden und Protestanten, die Freimaurer und Socialisten gar nichts an. Trotzdem aber toben sie dagegen, mit einer Einmüthigkeit, welche Bewunderung erregen könnte, wenn es nicht die Einmüthigkeit des Hasses wäre. Und zwar besorgen sie dies Geschäft überall mit einem Eifer, als wenn sie dafür bezahlt würden. In den Zeitungen der Redacteur, auf der Eisenbahn der Reisecoupé, im Wirthshause der liberale Philister, bei der Arbeit der socialistische Agitator, in der Kirche der salbungsvolle Pastor, in der Schule der Lehrer, manchmal auch schon ein frühreifes Schülerchen. Zwei Punkte sind es, auf welche sie bei dieser Gelegenheit ihre giftigen Geschosse richten:

1) die Aechtheit des hl. Rockes und 2) die Reliquien-Verehrung.

Die Leser unseres Blattes sind nun freilich zu vernünftig, als daß sie sich durch derartige Schwätzer beirren lassen; aber dennoch kann eine kurze Besprechung der genannten Gegenstände nicht schaden. Ich werde demnach folgende zwei Fragen kurz beantworten:

1) Was ist von der Verehrung der Reliquien zu halten?

2) Was ist im Besonderen von der Verehrung des hl. Rockes zu halten?

Unter Reliquien verstehen wir Alles, was von Jesus Christus und den Heiligen übrig ist und ihnen irgendwie angehörten, z. B. ihre Gebeine, Kleidungsstücke, Bücher, Marterwerkzeuge u. dgl. m. Diese Gegenstände werden von uns Katholiken verehrt d. h. wir behandeln sie nicht wie eine werthlose Sache, wir werfen nicht mit ihnen herum wie mit einem sonstigen Knochen oder Lumpen, sondern wir heben sie sorgfältig auf, bewahren sie in unseren Kirchen und Kapellen, beten vor ihnen zu denen, welchen sie dereinst angehört haben. Keineswegs aber beten wir dieselben an; wir wissen, daß solches Götzendienst und schwer sündhaft wäre. Wir beten auch nicht zu ihnen; denn wir wissen, daß solches unvernünftig wäre. Wir beten aber vor ihnen zu **Christus** und zu den **Heiligen**, an welche sie uns lebhaft erinnern. Eine solche Verehrung geziemt den Gebeinen der Heiligen, weil sie Glieder Christi und Tempel des hl. Geistes waren. „Wisset ihr nicht, daß euere Leiber Glieder Christi sind?" Cor. 6, 15. „Wisset ihr nicht, daß euere Glieder ein Tempel des hl. Geistes sind, der in euch ist?" 1 Cor. 6, 19. Mehr, als von allen Anderen, gelten diese Worte von den Heiligen. Den Kleidungsstücken des Herrn und seiner Heiligen aber, ferner den Marterwerkzeugen, Büchern usw. gebührt unsere Verehrung wegen der nahen Beziehung, in welcher diese Dinge zu Christus und den Heiligen selbst gestanden haben.

Die Verehrung der Reliquien ist so alt wie das Christenthum. Im Jahre 104 wurde der heil. Ignatius, Bischof von Antiochien und Schüler des Apostels Johannes, den wilden Thieren vorgeworfen, weil er den christlichen Glauben nicht verleugnen wollte. Seine Gefährten verfaßten einen Bericht über den Martertod des Heiligen. In demselben finden sich folgende Worte: „Seine Gebeine wurden nach Antiochien gebracht und in Leinwand wie ein unvergleichlicher Schatz aufbewahrt." Ueber den Martertod des hl. Polykarpus, welcher im Jahre 155 oder 168 verbrannt wurde, erzählen die Christen von Smyrna Folgendes: „Da sammelten wir seine Gebeine wie Gold und kostbare Edelsteine und setzten sie bei; daselbst wurde eine Versammlung gehalten, wie der Herr befohlen, zur Feier des Todestags des Martyrers." Bekannt ist auch, daß die Heiden zur Zeit der ersten Christenverfolgungen die Leiber der Martyrer häufig ins Meer warfen, um sie der Verehrung der Christen zu entziehen. Frühzeitig schon wurden die Reliquien der Heiligen in den Altären aufbewahrt, oder wie Prudentius sich sehr schön ausdrückt, unter den Füßen (des in der Eucharistien gegenwärtigen) Gottes beigesetzt." Die Bischöfe haben diese Verehrung der Reliquien durch das gläubige Volk keineswegs getadelt, sondern gelobt, nicht gehindert, sondern gefördert. Der hl. Johannes Chrysostomus z. B. lobt diejenigen, welche die Leiber der heiligen Juventius und Maximus, denen die Heiden die Ehre der Beerdigung versagt hatten, mit eigener Lebensgefahr raubten und fügt dann bei: „Treten wir deshalb oft hinzu, verehren wir die heil. Grabmäler und berühren wir mit großem Glauben ihre Reliquien, damit wir durch sie Segnung erlangen." In gleicher Weise lobt der heil. Augustinus die Verehrung der Reliquen und erzählt mehrere Wunder, welche bei der Berührung derselben gewirkt wurden und von denen er selbst Augenzeuge war. Diesen Zeugnissen könnten wir noch eine ganze Reihe beifügen; aber sie genügen für jeden redlich Denkenden, um zu beweisen, daß die Reliquien-Verehrung so alt ist wie das Christenthum. Die Verwerfung und Beschimpfung dieses Cultus stellt sich demnach dar als ein Abfall vom ursprünglichen Christenthume.

Die Reliquien-Verehrung ist ferner in der hl. Schrift, sowohl des alten als auch des neuen Testaments, begründet. Nirgends in der Bibel wird dieselbe verworfen oder getadelt, wohl aber wird uns erzählt, daß Gott öfters Wunder durch die Reliquien der Heiligen gewirkt habe. Im alten Testamente lesen wir: „Elisäus starb und sie begruben ihn. Aber es kamen Räuber von Moab in das Land in demselben Jahre. Und da Einige einen Mann begruben und die Räuber sahen, warfen sie den Leichnam in das Grab des Elisäus. Und da er die Gebeine des Elisäus berührte, ward der Mann wieder lebendig und stand auf seinen Füßen". Dieses Wunder, ist es nicht eine Verherrlichung der sterblichen Ueberreste des Propheten? Und wenn nun Gott die Gebeine seiner Heiligen so ehrt, sollte es uns verboten sein, ein Gleiches zu thun? In der Apostelgeschichte wird uns Folgendes erzählt: „Gott wirkte nicht geringe Wunder durch die Hand des Paulus, so daß man auch auf die Kranken von seinem Leibe die Schweißtücher und Gürtel legte, und die Krankheiten von ihnen wichen und die bösen Geister ausfuhren". Berührungen mit den Reliquien heiliger Personen waren also schon zu den Zeiten der Apostel Brauch und erwiesen sich damals ebenso wie heute als wirksam und nützlich. Die hl. Schrift verwirft also keineswegs die Verehrung der Reliquien; sie stellt dieselbe vielmehr als erlaubt, gottwohlgefällig und darum heilsam hin. Die Verwerfung und Beschimpfung dieses Cultus ist demnach auch ein Abfall von der hl. Schrift.

Die Milchbrüder.

Novelle von Edouard Cadol. —

Deutsch von H. Lembke.

(Nachdruck verboten.)

(2. Fortsetzung.)

II.

Zwei Kilometer von Maubeuge, auf dem rechten Ufer der Sambre, sieht man in einem Thalgrunde eine Anzahl weitläufiger, geschwärzter Gebäude von nicht allzu großer Höhe.

Aus zahlreichen, viereckigen Schornsteinen steigen unaufhörlich dicke Rauchwolken empor, die nachher als feiner Kohlenregen auf die Umgegend herabsinken. Wenn es dunkel geworden ist, sieht man bisweilen eine glühende Lohe aus den Essen schlagen, und durch die Oeffnungen der Gebäude könnte man glauben, einen Winkel der Hölle zu erblicken. Das ist die Glashütte Henri Hardouins, deren Erzeugnisse täglich mit der Eisenbahn und auf dem Wasserwege nach allen Gegenden Europas versandt werden.

In einiger Entfernung von den Oefen liegt ein kleines Wohnhaus, dessen rothe Mauern von Weinlaub und Jasmin verdeckt werden. Der größte Theil desselben ist zu Büreaus für das Geschäft eingerichtet.

Eine schattige Allee führt durch den hinter dem Wohnhause liegenden, wohlgepflegten Garten zu einer zierlichen Villa, in welcher der Besitzer und Leiter der Fabrik sein Quartier aufgeschlagen hatte.

Im Erdgeschoß liegt der Salon, das Eß- und Badezimmer und die Küche, während das erste Stockwerk Schlaf- und Arbeitszimmer und einen Raum enthält, der als Bibliothek und Archiv dient. Eine Treppe höher liegen die Zimmer für die wenigen Diener.

Zwei Tage nach der mitgetheilten Unterhaltung zwischen den beiden Milchbrüdern in Paris, stieg Henriot auf dem Bahnhof von Maubeuge aus dem Schnellzuge. Ein mit einem schmucken Braunen bespanntes, leichtes Fuhrwerk erwartete ihn. Er bestieg es und fuhr im scharfen Trabe nach der zwanzig Minuten entfernt liegenden Glashütte. Unterwegs begegneten ihm zahlreiche, mit den Erzeugnissen seiner Fabrik beladene Lastwagen.

Es war noch früh am Morgen, aber die Glashütte stand bereits in voller Thätigkeit. Nach seiner Ankunft durchschritt er sofort die einzelnen Büreaus, hörte hier und da kurze Berichte, durchflog die Correspondenz und ertheilte noch einige Aufträge. Nachdem alles geordnet war, setzte er sich an seinen Schreibtisch und schrieb die folgenden Zeilen:

„Hochverehrte Frau Marquise! Eben komme ich von Paris zurück. Wenn Sie Zeit haben, bitte ich Sie, mir nach dem Frühstück einige Minuten zu einer Unterredung unter vier Augen zu schenken. Ich habe Ihnen ein Project mitzutheilen, welches Sie sehr interessiren wird."

Nachdem er das Briefchen in einen Umschlag gesteckt und adressirt hatte, schickte er es durch einen Boten nach dem Schlosse. Dann begab er sich in seine Wohnung, um ein wenig Toilette zu machen.

Die Absendung des Billets an die Marquise hatte ihm das Herz erleichtert. Je länger er zögerte, desto größer wurde der innerere Kampf. Es war am besten, die Angelegenheit so rasch als möglich zu erledigen. Er befand sich in einem qualvollen Seelenzustande. Ein junges Mädchen lieben und den Auftrag übernehmen, sie mit einem anderen zu verbinden aus Pflicht, Anhänglichkeit und auch aus Verstandesrücksichten, ist gewiß eine lobenswerthe, aber auch eine sehr harte Aufgabe.

„Wenigstens werde ich doch die Qual abkürzen dürfen," sagte er sich, als ob er selbst seinem Muthe oder seinem guten Willen nicht ganz vertraute. In jedem Falle war eine lange Prüfungszeit überflüssig. Er wollte so schnell als möglich, die Schiffe hinter sich verbrennen.

„Machen wir ein Ende damit," murmelte er während er nach dem Schlosse fuhr.

Als Martha die Räder des Wagens auf dem Sande des Schloßhofes knirschen hörte, eilte sie hinaus, um den Besucher mit freundlichem, aber mit einem leisen Anflug von Schalkhaftigkeit gemischten Lächeln zu empfangen. Fräulein de Pree war eine reizende Erscheinung; dunkelbraunes Haar mit blauen Augen. Die hohe Stirn deutete auf Klugheit und der offene, ehrliche Blick ließ in eine Seele schauen, die kein Geheimniß zu verbergen hatte. Ihr schlanker Wuchs und die Ungezwungenheit ihres Benehmens erhöhten noch den Zauber, welcher von ihrem Wesen ausging.

Sie war höchst einfach gekleidet, aber sie war nichts destoweniger eine durchaus vornehme Erscheinung.

Henriot rannte sie zu genau, um nicht sofort die leichte Mischung von schelmischer Ironie in ihrem Gesichtsausdruck wahrzunehmen. Er fragte sie nach dem Grunde.

„Mit welchem Recht?" erwiderte sie heiter. „Wenn Du Geheimnisse hast, kann ich dann nicht auch welche haben?"

Die Marquise empfing den jungen Mann ebenfalls mit einem schalkhaft angehauchten Lächeln. Henriot wußte nicht, was er davon denken sollte. Hatten die Damen den Zweck seiner Mission errathen? Sollten sie die Absichten Lanzacs bereits geahnt haben? —

Er freute sich, daß die Angelegenheit einen so schnellen und günstigen Verlauf nahm, aber nach einigem Nachdenken erkannte er doch die Haltlosigkeit seiner Vermuthung.

Die Marquise mochte inzwischen wohl auch die Verwunderung auf seinem Gesichte gelesen haben, denn sie beeilte sich, ihn über die Ursache ihrer Heiterkeit aufzuklären.

„Als Dein Brief ankam, lieber Henriot," sagte sie, „war ich gerade dabei, meine Blumen zu begießen, was ich, wie Du weißt, immer gern selbst thue. Da meine Finger naß und schmutzig waren, ließ ich mir von Martha das Billet vorlesen; ich konnte nicht ahnen, daß es ein Geheimniß enthielt; denn daran hast Du uns nicht gewöhnt."

„Aber Du kannst ganz ruhig sein," fügte das junge Mädchen hinzu, „ich thue, als wüßte ich von gar nichts. Du weißt ja, ich bin nicht neugierig. Nach dem Dessert werde ich Euch allein lassen, und Ihr könnt dann conferiren, so lange Ihr Lust habt." —

Die Damen ahnten also nichts von den Absichten Lanzacs. Henriot bedauerte das; aber er wäre schwerlich im Stande gewesen, eine Ursache dafür anzugeben. —

Nach beendigtem Frühstück hielt Martha Wort.

„Ich lasse Euch allein," sagte sie, „weil die Kinder überflüssig sind."

Sie erwartete, daß der junge Mann in demselben scherzhaften Tone antworten würde, aber seine Miene blieb ernst; sie zeigte einen fast sorgenvollen Ausdruck.

„Du bist so still, Henriot," sagte sie. „Handelt es sich um Dein eigenes Interesse? Hast Du Unannehmlichkeiten gehabt? — Wenn das der Fall wäre, sollte es mir leid thun, die Sache scherzhaft behandelt zu haben."

„Sei ohne Sorgen," antwortete der junge Mann herzlich, „es ist absolut keine Ursache dazu vorhanden." — Sie lächelte ihm freundlich zu, gab ihm die Hand und ging dann leise, aber doch ein wenig bewegt hinaus.

„Laß uns in den Garten gehen, Henriot," sagte die Marquise, „wir sind dort besser für uns allein."

Draußen angelangt, nahm sie auf einer Bank Platz und der junge Mann ließ sich an ihrer Seite nieder.

„Also, lieber Henriot," sagte Frau de Pree, „was gibt es denn nun?" In kurzen Worten setzte dieser sie von dem, was zwischen ihm und seinem Milchbruder verhandelt worden war, in Kenntniß.

Je länger er sprach, desto ernster wurde Frau de Pree. Man fühlte förmlich, wie sie Gründe gegen die Wünsche Henri de Lanzacs hervorsuchte. Henriot bemühte sich, schon im Voraus, dieselben zu widerlegen, ohne noch ihre Natur zu kennen. Es war nicht genug, daß er die persönlichen und moralischen Eigenschaften seines Jugendfreundes in das beste Licht stellte, sondern er hob auch die vielfachen Vortheile hervor, welche seine Pathin selbst durch die Verwirklichung des Projectes haben würde.

Sie hätte Martha ganz nahe bei sich, selbst wenn das junge Paar nicht unter dem gleichen Dache wohnen bleiben wollte. — Bei einem anderen Schwiegersohne würde die Marquise einsam auf dem Schlosse zurückbleiben und mit allen liebgewordenen Gewohnheiten brechen müssen; sie könne nicht mehr wie bisher in erster Linie für ihre Tochter sorgen. —

„O sei still! Ich bitte Dich!" fiel ihm die Marquise endlich fast hastig in die Rede, indem sie ihre Hand auf die des jungen Mannes legte. „Das Bild, welches Du mir vorhältst, ist so schmerzlich für mich, daß ich nie den Muth hatte, es ernstlich ins Auge zu fassen. Ich sagte mir immer, daß es damit noch früh genug sei, wenn jemand um meine Tochter werben würde. Jetzt ist die gefürchtete Stunde gekommen, und die Aussicht auf eine schmerzliche Trennung tritt mir drohend entgegen. Aber was hilft es! die Natur, die Gesellschaft, alles legt mir die Verpflichtung auf, nicht an mich, sondern an Martha zu denken. Sprich ihr nie davon, wie schwer es mir geworden ist, sie von mir zu lassen."

Henriot vermochte nichts zu erwidern; Mutterliebe und Vernunft bilden nicht selten solche Conflikte. Er beschränkte sich darauf, ihr die Hand zu drücken und wartete ab, bis sich die erste Bewegung gelegt hatte.

Er vermuthete, daß sie mit Rücksicht auf Lanzacs langen Aufenthalt in Paris, die Befürchtung hegte, er werde seine junge Frau ebenfalls dorthin führen.

Allein die Marquise ließ diese so nahe liegende Möglichkeit ganz bei Seite, das Hauptgewicht lag bei ihr in der Frage der Ebenbürtigkeit Lanzacs. Sie wußte, daß in einigen Familienpapieren der Lanzacs diesen der Grafentitel beigelegt war, aber die meisten Urkunden gingen über diesen Punct hinweg, und einige Schriftstücke des Familienarchivs zeigten den Namen sogar als ein Wort geschrieben: „Delanzac."

Als geborene Baronin de Rocques und Gemahlin des Marquis de Pree, dessen Adelsreinheit unanfechtbar war, lag ihr in erster Linie daran, über die Abstammung ihres dereinstigen Schwiegersohnes volle Klarheit zu haben. In zweiter Linie kam sodann die gegenseitige Vermögenslage in Betracht. Was besaß Henri und wie groß mußte darnach die standesgemäße Mitgift Marthas sein? —

„Du hast den Nachlaß meines Gatten geordnet," wandte sie sich zu Henriot. „Wie groß ist mein Vermögen? Du weißt es doch genau, nicht wahr?"

„Genau? Nein! Aber Ihr Notar wird Sie darüber aufklären können."

„Ich habe also einen Notar?"

„Freilich, der Ihr Vermögen verwaltet, und Ihnen Ihre Einkünfte übermittelt."

„Mir, Henriot? —"

„Allerdings; aber natürlich durch meine Vermittelung, da Sie mir Vollmacht gegeben haben."

„Und wer ist dieser Notar?"

„Immer noch der alte, der schon Ihren Ehecontract aufgesetzt hat."

„Das besorgten damals alles meine Eltern; ich erinnere mich nur, den Notar nach dem Hochzeitsdiner flüchtig gesehen zu haben. Ich mußte einige Papiere unterzeichnen, aber ich weiß nicht, um was es sich handelte. Wo wohnt er denn jetzt?" —

„In Maubeuge. Wenn Sie ihn sprechen wollen, werde ich ihn bitten, gleich morgen herzukommen."

„Sachte, sachte doch!" rief sie „Wie Du es eilig hast. Glaubst Du denn, die Heirath wäre schon beschlossene Sache? Erst müssen wir doch wissen, wie Martha darüber denkt!"

„Freilich; wenigstens muß sie gefragt werden."

„Gewiß! Und ich möchte Dich bitten, gleich mit ihr darüber zu sprechen."

„Ich?" rief der junge Mann heftig erschrocken.

„Ja, ich bitte Dich darum," wiederholte Frau de Pree, ohne die plötzliche Blässe in dem Antlitz ihres Pflegesohnes zu bemerken. „Nur Du kannst sie richtig verstehen. Martha ist eine gehorsame Tochter. Wenn ich mit ihr über die Sache spräche, so würde sie in meinen Augen zu lesen suchen, um meine innerste Meinung zu erforschen, und das könnte alles verderben. Aus Furcht, mir Schmerz zu bereiten, möchte sie den Antrag zurückweisen und damit vielleicht ihr Lebensglück. Erräth sie dagegen meinen Gemüthszustand nicht, so sagt sie vielleicht nur aus Gehorsam ja! Dir gegenüber aber kann sie sich in aller Unabhängigkeit entschließen. Sie kennt Deine Anhänglichkeit an uns und weiß, daß Deine Zuneigung wahr und aufrichtig ist."

Die Marquise hätte noch lange so fortsprechen können; es wäre vergebliche Mühe gewesen. Diese Prüfung hatte Henriot nicht vorausgesehen; sie überraschte ihn in völlig wehrlosem Zustande und um so härter und grausamer war die Pein, welche sie ihm verursachte.

„Aber was ist Dir denn?" rief die Marquise plötzlich, „Du hörst ja gar nicht."

„O doch, Frau Marquise, gewiß."

„Nein, nein, lieber Freund, ich sehe es ja. Was fehlt Dir? Du siehst mir aus, als wenn ich wunder was von Dir verlangte. Hast Du irgend ein Bedenken gegen meinen Vorschlag?"

„Ein Bedenken? — ich wüßte nicht," versetzte der junge Mann bestürzt. „Was sollte ich für Bedenken haben?"

Die Mutter Marthas wandte sich voll zu ihm und ergriff seine beiden Hände.

„Sieh mich an," sagte sie, „hast Du wirklich keinen Hintergedanken, Henriot! Bist Du ganz aufrichtig gewesen? Hast Du Dich nicht aus Gefälligkeit oder aus Anhänglichkeit an Deinen Milchbruder hinreißen lassen, zu viel zu seinen Gunsten zu sagen?"

„Das wäre schlecht von mir, Frau Marquise," antwortete der junge Mann. „Wenn ein Zwiespalt in mir bestände zwischen der Zuneigung, welche ich für Henri hege und der, welcher ich Ihnen und Martha schuldig bin, so würde ich die Vermittelung nicht übernommen haben. Ich bin fest überzeugt, daß Henri und Martha glücklich mit einander sein werden. Wenn ich vorhin zögerte, mit Martha über den Plan zu sprechen, so geschah es nicht etwa, weil ich in meiner Ueberzeugung schwankend geworden bin, sondern weil ich Bedenken trug, eine so zarte Angelegenheit Martha gegenüber zu berühren. Aber nachdem die erste Ueberraschung vorbei ist, glaube ich selbst, das ich ganz gut mit ihr darüber sprechen kann. Ich bin also gern bereit, Ihren Auftrag auszuführen."

Die Marquise hatte aufmerksam zugehört und war vollkommen beruhigt. „So laß uns gleich hineingehen," sagte sie, indem sie sich mit Henriot nach dem Schlosse wandte.

Als sie näher kamen, hörten sie die Töne eines Pianos.

„Martha ist auf ihrem Zimmer," sagte die Marquise. „Du kannst sie also gleich aufsuchen, ich erwarte Dich nachher im Salon." Mit festem Schritt wandte sich Henriot zu dem Zimmer des jungen Mädchens.

„Sieh da, Du machst mir einen Besuch!" — rief Martha mit freundlichem Lächeln, „wie komme ich denn zu der Ehre?"

„Deine Mutter schickt mich," antwortete Henriot, wieder ganz Herr seiner selbst. Es handelt sich um eine Dich betreffende Angelegenheit."

„Aha! Ob ich es mir nicht gedacht hatte; Du bist in Paris bei Lanzac gewesen und er hat Dich beauftragt, um mich zu werben; ist es nicht so?"

Auf sein bejahendes Zeichen drehte sie sich halb auf dem Klavierstessel um, und richtete voll Vertrauen ihre Blicke auf ihn. „Nun, und was sagst Du dazu, Henriot?"

„Du verwechselst die Rollen," antwortete er. „Es frägt sich, was Du dazu sagst."

„Was soll ich dazu sagen? Ich habe mir noch keine Gedanken darüber gemacht!"

„So nimm Dir Zeit und prüfe Dich!"

„Gieb mir lieber einen guten Rath."

„Da Du weißt, zu welchem Zweck ich Dich besuche, könntest Du Dir über meinen Rath schon klar sein."

„Keineswegs! Denn Du hattest gar keinen Grund, Henri Deine Vermittlung abzuschlagen: ich möchte Deine Meinung hören, denn ich weiß ganz gewiß, Du hast eine. Wir sind zu lange gute Freunde, als daß Dir eine Frage gleichgiltig sein könnte, die für mein ganzes Leben entscheidend ist. Vor allen Dingen, lieber Henriot, denke auch daran, daß ich keinen Vater mehr habe, und daß Mama sich fürchtet, die Verantwortlichkeit eines so folgeschweren Entschlusses für sich allein zu übernehmen. Denn sonst hätte sie Dich nicht zu mir geschickt, Du bist der einzige, auf den ich wirklich rechnen kann; sprich ohne Rückhalt. Du weißt, daß Du in meinem Herzen einen besonderen Platz einnimmst, aus dem Dich niemand verdrängen kann. Du hast von Kindheit an auf mein Urtheil einen großen Einfluß ausgeübt; das ist auch heute noch so, und es ist ein Gefühl der Beruhigung für mich, daß ich mich so auf Dein treues Herz verlassen kann. Sage mir also, was Du denkst, und wenn Du meinst, daß ich annehmen soll — nun, so werde ich annehmen."

Ohne zu zögern reichte Henriot dem jungen Mädchen die Hand. „Nimm an," sagte er.

Eine Stunde später kehrte er nach der Glashütte zurück. Unterwegs fühlte er sich frei und leicht in dem Bewußtsein, das Rechte gethan zu haben.

Zu Hause angelangt, begab er sich direkt in sein Zimmer, setzte sich an den Schreibtisch und schrieb eine Depesche an Lanzac.

„Im Prinzip angenommen. Komm. Brief folgt."

Er begann auch den Brief alsbald zu schreiben. Es war eine detaillirte Schilderung der Verhandlungen auf dem Schlosse. Die Feder flog sehr rasch über das Papier, es sah aus, als ob ihm daran gelegen wäre, die Sache so schnell wie möglich zu beendigen. In seiner Erregung ließ er mehrere Sätze unvollendet und schrieb manche Wörter nur halb fertig. Nach und nach liefen die Zeilen schräg abwärts, und die von zuckender Hand geschriebenen Buchstaben wurden unleserlich.

Plötzlich warf er die Feder weit von sich. Mit ungestümer Hast ergriff er den Briefbogen und zerknitterte ihn zwischen seinen Händen. Dann erhob er sich, und nachdem er wie ein Trunkener einige Male im Zimmer auf- und abgegangen, warf er sich auf das Sofa, preßte das Gesicht in die Polster und überließ sich dem Ausbruche seines Schmerzes, weinend wie ein Kind, das eine ungerechte Züchtigung erlitten hat.

Was hatte er gethan, um so leiden zu müssen? Wie tief und bitter beklagte er es, sich über seine ursprüngliche Sphäre erhoben zu haben! Er mußte unwillkürlich des tiefsinnigen Ausspruches Michelets gedenken: „Es kommt nicht darauf an, seine Stellung zu verbessern, sondern sich selbst zu bessern." Ohne seine eigenthümliche Erziehung wäre er ein Handwerker geworden, wie die andern, welche unter ihm arbeiteten. Sein Leben wäre friedlich dahin geflossen in den Bahnen, welche seine Herkunft ihm vorgezeichnet hatte.

Sein Gerechtigkeitsgefühl bewahrte ihn jedoch davor, andere anzuklagen. Nicht einmal mit dem Himmel haderte er, der doch sonst so oft die Enttäuschungen kurzsichtiger Thoren ausbaden soll. — Er fühlte, daß das Uebel in ihm selbst steckte. Nur zu gern hatte er sich dem Zauber hingegeben, in gesellschaftlichen Kreisen zu verkehren, deren elegante Formen und geläuterte Lebensauffassung seinen gesunden Menschenverstand eingeschläfert und ihn gehindert hatten, die Illusionen von sich zu weisen, an denen seine Phantasie sich berauschte.

Er weinte. Er fühlte, daß es eine Schwäche war, aber die Schwäche war stärker als er. Die Erschütterung der letzten Tage war zu heftig gewesen.

Nach und nach kam eine mildere, wehmüthige Stimmung über ihn; seine natürliche Gutherzigkeit gewann die Oberhand. Er fühlte, daß es undankbar von ihm sein würde, den Zauber zu verkennen, den die Verbindung mit den beiden Familien auf ihn ausgeübt hatte. Nach und nach schwand jedes Bedauern aus seinem Herzen; er würde dasselbe Leben noch einmal angefangen haben, wenn die Wahl desselben von neuem in seine Hand gelegt worden wäre.

Schließlich verwandelte sich sein Kummer in eine Art von Begeisterung. Er begriff jetzt die Muthlosigkeit nicht mehr, welche ihn soeben noch vollständig aus der Fassung gebracht hatte. Es erfüllte ihn mit einer Art naiven Stolzes, daß in seiner Hand lag, das Glück seiner Freunde zu begründen.

Mochten sie glücklich sein, das war von jetzt ab sein einziges Streben. Wenn ihm das Werk gelungen war und sie seiner nicht mehr bedurften, wollte er fortziehen, vielleicht nach Amerika zurückkehren. Die Entfernung, die anderen Sitten würden die trügerischen Qualen abschwächen, deren Uebermaß ihm vorhin den Geist getrübt hatte; ohne sie zu vergessen, ohne überhaupt etwas zu vergessen, sollte die Arbeit ihm das Mittel liefern, sein Leben in Frieden zu vollenden.

In dieser Stimmung schrieb er einen neuen Brief an Lanzac, dessen ungezwungener, ja fast heiterer Ton die vollste Zufriedenheit athmete. Er drängte seinen Milchbruder, schnell zu kommen.

„Du wirst erwartet, lieber Junge," schrieb er. „Alles wird leicht und schnell von statten gehen. Die Verhandlungen bezüglich der Mitgift werden wohl am besten den beiderseitigen Notaren zu überlassen sein. Ich glaube, Du kannst den Deinen gleich mit Instructionen versehen, entweder direkt oder durch meine Vermittlung. Du weißt, daß Du ganz über mich verfügen kannst und daß ich alles aufbieten werde, um Euch jede Verzögerung zu ersparen."

Henriot empfahl ihm, unverzüglich an die Marquise zu schreiben, ihr zu danken und ihr namentlich mitzutheilen, daß er den größten Theil des Jahres in ihrer Nähe zu bleiben gedenke. Sie würde ihm dafür sehr dankbar sein.

(Fortsetzung folgt.)

Wie ich die Welt kennen lernte.

Novelle von Ottilie Brückner.

(Nachdruck verboten.)

I.

Nun war ich frei und unabhängig, an Verhältnisse und Menschen nicht mehr gebunden und durfte mein Heim aufschlagen, wo es mir beliebte. — Ich stand am Fenster in dem Hotel, in welchem ich abgestiegen war, und schaute auf die belebte Straße hinab. — Das Treiben und Drängen amüsirte mich, denn meinen Augen war es ein ungewohntes Schauspiel.

Im Geiste zog mein vergangenes Leben, welches zu diesem lebendigen Bilde in großem Gegensatze stand, an mir vorüber.

Als eine Waise war ich von einer alten Großtante, welche in einer kleinen Stadt wohnte, aufgenommen worden.

Da die alte Dame in Bezug auf gesellschaftliche Verhältnisse schlimme Erfahrungen gemacht hatte, führte sie ein sehr abgeschlossenes Leben und pflegte nur den allernothwendigsten Verkehr. So wuchs ich auf, ein einsames Kind! Während andere meines Alters ihre Freistunden spielend im Freien verbrachten, saß ich mit dem Strickstrumpf in unserem kleinen Gärtchen, oder ging mit der Tante auf einsamen Wegen spazieren, wobei ich stets steif und ehrbar neben ihr herschreiten mußte.

So schlichen die Jahre dahin, ich wuchs zur Jungfrau heran, ohne nur eine Spur von meiner Jugend genossen zu haben. Endlich trat in meiner Thätigkeit wenigstens eine Aenderung ein, ich mußte allein den kleinen Haushalt leiten, denn die Großtante war durch einen Schlaganfall unfähig dazu geworden. Es ist schlimm, daß ich es eingestehen muß, aber ich hatte Freude darüber, selbstständig das Dienstmädchen anstellen zu können, ohne es zu beklagen, was dazu die Veranlassung gegeben hatte.

Heute fühle ich wohl, wie wenig dankbar ich gegen meine Wohlthäterin war, aber zu meiner Entschuldigung muß ich sagen: ich war durch das eintönige Leben ganz stumpf geworden.

Als ich nach fünf Jahren schwerer Krankenpflege, die ich geübt, an der Todtenbahre meiner Großtante stand, gönnte ich ihr recht vom Herzen die verdiente Ruhe nach so viel Mühsal.

Als alle die Formalitäten, die ein Todesfall mit sich bringt, erfüllt waren, wurde mir zu meinem großen Erstaunen erklärt, daß ich die Erbin eines bedeutenden Vermögens wäre, und die Verstorbene in ihrem Testament mich ein gutes, folgsames Kind genannt hätte.

Nun erwachte in mir eine selbstquälerische Reue, ich glaubte, ihr nicht genug Liebe erzeigt zu haben.

Doch während des Stilllebens, welches ich mit der alten Dienerin weiter führte, lernte ich mich selbst erkennen und fühlte, wie eng bei dieser Erziehung mein geistiger Horizont geblieben war. Ich fing deshalb an, meinen Geist zu bilden und fand viel Freude an den Lesen guter Schriften.

Wie ich mein künftiges Leben ausfüllen wollte, wußte ich noch nicht, daß ich aber nach Ablauf des Trauerjahres auf und davon fliegen würde, stand bei mir fest.

Unserer alten Dienerin hatte ich die Pflichten einer Hauswirthin übertragen, ich wußte, sie würde Haus und Garten wohl in Obacht haben. Das obere Stockwerk hatte ich vermiethet, und nun nahm ich Abschied von dem Fleckchen Erde, wo ich meine Jugend verlebt hatte.

Als ich auf dem Bahnhofe war, sollte ich schon die erste Lehre erhalten, daß sich der Mensch nicht ohne Unannehmlichkeiten zu erfahren, ins Weltgetriebe begeben darf. Ein paar Frauen, die mir entfernt bekannt waren, und die wußten, daß ich auf längere Zeit fortgehen wollte, machten die Bemerkung:

„Nun, die alte Jungfer will sich wohl auch noch einen Mann suchen, na, mit ihrem Gelde wird's ihr schon gelingen."

Als ich das durch Zufall zu hören bekam, war es ein großer Schmerz für mich. Also hatte die Tante doch Grund gehabt, die Menschen zu verachten und ihren Umgang zu scheuen. —

Zum Grübeln blieb mir nicht viel Zeit, die neuen Eindrücke der Fahrt nahmen mich zu sehr in Anspruch.

Mein Reiseziel war Berlin. — Ach, wie ging mir das Herz auf, als ich durch die fremden Gegenden fuhr. Ich wußte mich mit meinen Bewunderungsausdrücken so wenig zu beherrschen, daß ich manches Lächeln anderer hervorrief. Endlich thaten mir von dem ungewohnten Anschauen die Augen weh, ich schloß sie eine Zeit, und meine Mitreisenden mochten wohl denken, ich schliefe, sonst hätten wohl die Worte: „Sie benimmt sich wie ein Backfisch," mein Ohr nicht getroffen. —

Ich that nun, als wäre ich wirklich eingeschlafen, um mir und anderen die Beschämung zu ersparen, ich nahm mir aber vor, mich recht vorsichtig zu benehmen. Ja, vorgenommen war es leicht, aber auszuführen war es schwer!

Als der Zug endlich in Berlin ankam und ich mich in dem Gewimmel von Reisenden befand, stand ich vorerst rathlos da. Endlich schloß ich mich dem großen Strome der Menschen an und kam in die Gepäckausgabe. Umringt von Dienstmännern, vertraute ich mich endlich einem solchen Schildermann an. Nun wollte er wissen, wohin der Koffer geschafft werden sollte. Ach, ich wußte es selbst nicht, und in meiner Verlegenheit beging ich die Unvorsichtigkeit, zu sagen: „Ich weiß es nicht."

„Nanu," sagte der Dienstmann, „das müssen Sie doch wissen."

„Jawohl, nach Berlin," antwortete ich. Der Dienstmann lachte mich unverschämt an, da trat ein Herr zu mir und sagte: „Sie scheinen hier fremd zu sein, darf ich Ihnen ein Hotel empfehlen, falls Ihnen damit gedient ist?"

Ich bedankte mich schön für die Adresse, die er mir nannte, und stieg in eine Droschke, froh, den Dienstmann los zu werden, der mich für eine Person von zweifelhaftem Verstande zu halten schien.